

Grenzenlose Menschlichkeit?

In memoriam Klaus Westphalen

Humanität eine pädagogische Herausforderung

Die aktuelle Krise Europas ist elementar; sie erschüttert die Grundlagen des Kontinents. Ist sie doch zu einer Identitätskrise geworden. Allorts beschwört man die Idee, unter der Europa nach dem Zusammenbruch der Sowjet-Herrschaft angetreten ist. In der Griechenland-Krise manifestierte sich die Europäische Union als ein finanzstrategisches Unternehmen. Die Flüchtlingskrise verlangt von ihr mehr, als nur eine Wirtschaftsunion, mehr als ein bloßes „ökonomisches Projekt“ zu sein. Zu solcher Erkenntnis gelangt, wer heute auf die Stimmen hört, die das Bedrohungsszenarium in ganz Europa beherrschen. Die einen sehen durch den Flüchtlingsandrang das Christentum gefährdet („In zwanzig Jahren werden die Dome nur noch von Muslims gefüllt sein“), andere befürchten bereits den Verlust „unserer Kultur und Tradition“, die sich allenfalls noch in einem „Kern-Europa“ erhalten ließen, manche sehen gar „das Abendland in akuter Gefahr“. „Ethische Verantwortung“ gebiete, so wieder eine andere verbreitete Meinung, den Schutz des nationalen und europäischen Lebensstandards. Die Masse beißt sich jedoch am Begriff „Wertegemeinschaft Europa“ fest. Längst zum Schlagwort des Jahres geworden taucht der Begriff wie eine Zauberformel in den Talkshows oder politischen Statements geradezu zwanghaft auf. Uneinigkeit herrscht vor. Die einen leugnen eine solche Wertegemeinschaft, andere beschwören sie geradezu. Die Tageszeitungen wie die Boulevardpresse sublimieren die Begriffsverbindung zur Meinung steuernden Balkenüberschrift. Der Verlust, die Krise, das Versagen „unserer europäischen Werte“ ist dabei häufiger thematisiert als der Glaube oder gar der Appell an diese.

Europa auf dem Weg zu einer Wertegemeinschaft

Welches aber sind diese Werte? Was macht überhaupt die Kultur Europas aus? Was meint eigent-

lich „europäische Identität“? Selbst aus berufenem Munde kommen dazu in aller Regel nur schwammige, bestenfalls halbfertige Antworten. Begründetes Reden darüber setzt freilich Wissen voraus, ein Verständnis des Prozesses, der zu einer solchen Konstellation Europas geführt hat. Europa erschließt sich in mehreren Dimensionen. Und alle reichen zurück bis in die Anfänge des Kontinents. Als geografischer Begriff ist Europa bereits in der frühesten Literatur präsent. Obwohl wahrscheinlich kein griechisches Wort – man leitet es vom hebr. „Ereb“ („das Dunkel“, „der Abend“) ab, begegnet es bereits bei HERODOT, dem „Vater der Geschichtsschreibung“, im 5. Jh. v. Chr. als das „Westland“, das „Abendland“, gegen das der Herrscher des Ostens, der Perserkönig, in den Krieg zog, um über „Asien und Europa“ gleichermaßen zu herrschen. Sein Feldzug richtete sich gegen Griechenland und Athen und endete in der Seeschlacht von Salamis 480 v. Chr. mit einer blamablen Katastrophe. Wenn es damals hieß: „Asien ist Europa unterlegen“, so meint das nur, dass der Kontinent Asien gegen den als Europa verstandenen Westen verlor, also gegen die Griechen. „Europa“ stellte man sich damals weder geografisch in klar bestimmbar Grenzen vor noch war es eine von einer politischen Idee zu einer Einheit verbundene Landmasse. Die Griechen haben nicht für Europa gekämpft und gesiegt, sondern für die Freiheit ihrer Heimat, auch für das sich bei ihnen langsam entwickelnde neue politische Ordnungssystem der Demokratie und deren konstituierende Werte.

Allerdings prägte sich zumal nach dem Seesieg in diesem Griechenland-Europa zunehmend eine eigenständige Kultur aus, die sich auffallend von der des Ostens abhob, die in all ihren Facetten, der Literatur, der Kunst, der Architektur, der Wissenschaft und Philosophie zu einer Blüte gelangte, die dem Westen – auch durch Beförderung und Vervollkommnung von Seiten der Römer – ein die Zukunft bestimmendes Profil gegeben hat.

Das Christentum hat dabei anerkanntermaßen eine tragende Rolle mit übernommen. Festzuhalten ist jedoch unbedingt, dass im römischen Imperium der Begriff „Europa“ nahezu unbekannt blieb, da dessen Territorium weit über die Grenzen des damals auf der Weltkarte nahezu den heutigen Umfang aufweisenden Kontinents hinausreichte. „Europa“ war für die Römer keine relevante Größe.

An Rang und Bedeutung gewann der Begriff wie auch der damit beschriebene geographische Raum erst Jahrhunderte später – nach der Völkerwanderung. Als die Franken unter KARL MARTELL 732 n. Chr. den aus Spanien andrängenden Mauren, Anhängern des Islam, erfolgreich Einhalt geboten, erwiesen sie als „Europäer“ (*Europaeenses*, erstmals begegnet das Wort) ihren Heimatländern einen Dienst. Der Begriff „Europa“ bekam einen politischen Akzent, insofern er nun im Ansatz eine Verteidigungsgemeinschaft meinte. Dieser Sinn ist dem Wort im vollen Umfang unter KARL DEM GROßEN zugekommen. In der Formel „Reich Europa“ (*regnum Europae*) hat der Nachfahre der römischen Kaiser so etwas wie eine europäische Ideologie begründet, da er die in den Grenzen Europas beheimatete Christenheit nicht nur zu verteidigen, sondern sogar – auch mit gewaltsamen Mitteln – zu erweitern als Herrschaftsanspruch und -pflicht ansah. Die Idee „Europa“ gründete von da an in der Vorstellung von der Einheit und dem Schutzbedürfnis der Christenheit. Dieser Vorstellung assoziierte sich der Gedanke von einem seit alters bestehenden gemeinsamen Kulturraum, weshalb am Hofe dieses auch mit dem Ehrentitel „Augustus“ ausgestatteten Kaisers in Aachen eben die Antike ihre erste große Renaissance erfuhr. Als „Vater Europas“ (*pater Europae*) wurde er zum Schöpfer einer sich bis in die Neuzeit fortsetzenden Tradition, in der sich Christentum und Antike zu einem lange währenden Bund vereinigten.

Dieser Bund hatte sich 1453 nach der Eroberung Konstantinopels durch die Türken in einer bis dahin nie gegebenen Bedrohungssituation zu bewähren. ENEA SILVIO PICCOLOMINI, Humanist und späterer Papst PIUS II., hat dies in seiner berühmten Türkenrede 1454 in Frankfurt mit aller Schärfe zum Ausdruck gebracht. Erstmals

seien die Christen „in Europa, d. h. im Vaterland, im eigenen Haus, am eigenen Wohnsitz erschüttert und geschlagen worden.“ Und die Vernichtung Griechenlands durch eben diese Feinde habe zugleich Europa von den Quellen der Wissenschaft abgeschnitten. Piccolomini rief zur Verteidigung von Religion und Kultur der westlichen Welt auf. Europas Identität ruht seitdem unmissverständlich auf diesen beiden Säulen. In der Folgezeit wurde der hier fassbare Befund zwar nirgends mehr so stark artikuliert. Unterschwellig aber blieb die in dieser Rede zutage tretende Funktion des Begriffes stets erhalten. Vordergründig wurde Europa mehr und mehr auf die Ebene der jeweils aktuellen politischen Auseinandersetzung gehoben. Für NAPOLEON etwa, dem „Regisseur Europas“, bedeutete der Kontinent ausschließlich Eroberungsraum. Bis ins 20. Jh. entwickelte sich Europa zu dem Erdteil, der am stärksten von den Interessen seiner nationalistisch ausgerichteten Völker zerrissen wurde. Die Funktion einer als Einheit agierenden Gemeinschaft gewann Europa erst wieder nach dem Ende des 2. Weltkrieges, letztlich erst nach dem Zerfall des Sowjetreiches kurz vor dem Ende des 2. Jahrtausends, zunächst als Wirtschaftsunion, dann als Verteidigungsgemeinschaft.

„Verteidigungsgemeinschaft“ lässt zunächst an den militärischen Schutz der Grenzen denken, an die Gewährleistung der Sicherheit der innerhalb dieser Grenzen gültigen politischen Ordnung, des Staatssystems, erst nachrangig versteht man darunter wohl auch die Erhaltung der Staat und Gesellschaft tragenden Kulturgüter, der Traditionen und Lebensgewohnheiten, schließlich der Tugenden und Werte, die die Besonderheit des Lebensraumes Europa ausmachen und garantieren.

Diese müssen, während Europa sich über die Jahrtausende hin als politischer und kultureller Raum entwickelte, entdeckt, anerkannt, festgelegt, vielleicht auch kodifiziert worden sein, so dass sie dem Kontinent allmählich sein eigenständiges Profil, eben seine Identität mitgegeben haben. Dass dem so ist, lässt sich in Kürze andeuten.

Fasst man in der Verbindung Wertegemeinschaft „Werte“ als Oberbegriff auf, so sind

darunter „die Tugenden“ als subjektive Verhaltensweisen und „die universellen Prinzipien“ als die von Natur gegebenen objektiven Vorzüge des Menschen zusammengefasst. Die Tugenden wiederum umgreifen die vier klassischen und die drei christlichen. Die klassischen Tugenden, bereits in der frühgriechischen Dichtung von drei verschiedenen Autoren entdeckt, lauten Gerechtigkeit, Mäßigung, Tapferkeit und Weisheit. Sie erwiesen sich, da sie ihre Entdecker – unabhängig voneinander – für das Konzept der „Eunomie“, der gesetzlich wohl geregelten Ordnung, als unbedingt erforderlich erkannten, als Staat und Gesellschaft stabilisierende Kräfte. Der Philosoph PLATON hat diese vier Tugenden in seinem Staatswerk *Politeia* kanonisiert, nach ihm garantiere ihre funktionsgemäße Verwirklichung das Glück eines Staates und seiner Bürger. Dieser Kanon der vier Grundtugenden ist über CICERO und SENECA zu den Kirchenlehrern AMBROSIVUS VON MAILAND und AUGUSTINUS gelangt; durch diese sind sie als „die Kardinaltugenden“ zu den tragenden Grundlagen der christlich geprägten Staats- und Lebensordnung im Westen der Ökumene geworden. Zu den klassischen Tugenden kamen bereits in der Urkirche die drei christlichen Tugenden hinzu, sie wurden diesen sogar übergeordnet: Glaube, Hoffnung und Liebe. Der Apostel PAULUS hat sie an einer Kernstelle seiner Briefe (1. Korintherbrief, 13) als Dreieitigkeit fixiert: „Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung und Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen.“ Im 6. Jh. n. Chr. hat Papst GREGOR DER GROßE die beiden Tugendsysteme miteinander verbunden. THOMAS VON AQUIN, der Fürst der christlichen Theologie im Hochmittelalter, hat schließlich alle sieben Tugenden zu den „Kardinaltugenden“ der christlich-abendländischen Lebensordnung ernannt.

Die „universellen Prinzipien“ als Teil des europäisch-westlichen Wertesystems haben ihre eigene Geschichte. Und sie gehen von Anfang an nicht mit den Grundlagen der christlichen Theologie konform. Man versteht darunter die Menschenrechte „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“. Es gilt heute als gesichert, dass diese Dreieitigkeit bereits in der griechischen Philosophie, vor allem der Stoa, grundgelegt worden ist. Die Stoiker sahen, da

kosmopolitisch ausgerichtet, alle Menschen als frei, gleich und brüderlich verwandt an – eine Ansicht, die auf der allgemeinen Anerkennung der Würde des Menschen gründete. Dieses stoische Menschenverständnis hatte freilich in der Antike keine merkliche realpolitische Konsequenz gehabt. Das Herrschaftsdenken der Römer orientierte sich an ARISTOTELES' Theorie vom „geborenen Sklaven“ und von einem vermeintlichen Naturrecht, demzufolge die höher Gestellten, die Gebildeteren den Niedrigeren, den Unzivilisierten gegenüber den Vorrang hätten, so dass sie zu deren Unterwerfung, notfalls mit Krieg, berechtigt seien.

Diese Doktrin hat bis in die Neuzeit der christlichen Theologie die Begründung ihrer oft gewaltsamen Missionierung der Heiden geliefert. Als klassisches Beispiel hierfür gilt die Missionierung der Indios in Südamerika. In der historischen Grundsatzdebatte von Valladolid in Spanien 1550 – unter dem Vorsitz von Kaiser KARL V. – vertritt der Humanist und Theologe SEPÚLVEDA die Position der europäischen Theologie mit aller Härte. Die Christen führten dort bei ihrem Vorgehen gegen die „unzivilisierten Barbaren“ einen „gerechten Krieg“, „wie Aristoteles sagt“ (*ut auctor est Aristoteles*). Sein Gegenspieler BARTOLOMÉ DE LAS CASAS, der sich an den Aussagen der Bibel orientierte, widersprach heftig mit dem Bekenntnis, dass alle Menschen gleich und untereinander Brüder seien, demnach die gewaltsame Bekehrung der Indios kein Akt von Gerechtigkeit, das mörderische Vorgehen gegen sie also ein „ungerechter Krieg“ (*bellum iniustum*) sei. Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menschen, wiewohl zu solcher Erkenntnis Aussagen der Bibel und der Apostel ohne weiteres hätten Anstoß geben können, fanden in der christlichen Theologie lange keinen Nährboden. Erst als von den Denkern der modernen Aufklärung wie MONTESQUIEU, ROUSSEAU, LOCKE und in deren Gefolge die Akteure der Französischen Revolution *liberté, égalité, fraternité* in „der Menschenrechtserklärung“ von 1789 zu allgemein gültigen Prinzipien erhoben, so dass sich daraus – freilich weitab von Europa – im Westen, in der Neuen Welt, die erste parlamentarische Demokratie entwickeln konnte, arrangierte sich auch die Kirche mit der Trias der universellen Werte.

Spricht man also heute von den „Werten Europas“, von den „westlichen Werten“ oder von „unserer „Wertegemeinschaft“, so hat man den Kanon der „sieben Kardinaltugenden“ und die „Trias der Menschenrechte“ im Sinne; alle in deren Umkreis zuweilen zitierten Werte wie Toleranz, Barmherzigkeit, Solidarität, Mut, Verlässlichkeit, Hilfsbereitschaft, Redlichkeit, Engagement, Anerkennung des Rechts, Achtung vor der Würde des Menschen lassen sich jeweils von einem der „Werte“ im erarbeiteten Komplex ableiten oder stehen einem davon nahe. Diese Werte haben Bestand, sie haben sich seit den Anfängen Europas über die Zeiten hin zu ideellen Kräften ausgeprägt, die das Denken und Handeln der Menschen leiten. Sie machen zu einem guten Teil die Identität des Kontinents aus. Sind sie aber auch heute noch gültig? Werden sie nicht „stillschweigend entsorgt?“ (EDO REENTS, FAZ, 4. 12. 2015) Oder finden sie noch Zustimmung bei den Europäern? Sind sie es also wert, dass man sie verteidigt? Wenn ja, was lässt sich daraus folgern? Und welchen Notwendigkeiten muss man sich dann stellen? Zumal in der augenblicklichen Krise des Kontinents?

An der Bedeutung und Wirkung einer der Wertvorstellungen mag eine Antwort auf die Fragen gegeben werden. In dieser überschneiden sich gewissermaßen die beiden Wertkomplexe. Es ist der Wert der „Liebe“ (*caritas*) und der Brüderlichkeit (*fraternitas*). Die verwandschaftliche Verbundenheit der Menschen als Brüder bedingt deren „wechselseitige Liebe“ – eine Vorstellung, die im kosmopolitischen Menschenbild der Stoa über die nationalen Grenzen hinausweist. Ein Reflex davon ist in einer Maxime des in vielem geistig und moralisch der Stoa verpflichteten Römers CICERO formuliert: „Wer behauptet, man müsse auf die Mitbürger Rücksicht nehmen, nicht aber auf die Fremden, der reißt die Verbindung des Menschengeschlechtes auseinander (*De off. III 27-60*). Der globale Anspruch des Wertes ist unverkennbar.

Kaum anders ist eine solche Denkweise in den Köpfen der frühchristlichen Lehrer angelegt, für die die Vorgaben der Bibel und besonders der Paulusbriefe maßgeblich waren. Etwa: „Hier ist

nicht Jude, nicht Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid alle eins in Christus (*Galaterbrief 3,28*). Der Kirchenschriftsteller TERTULLIAN sah in der *caritas* die Manifestation der höchsten Form christlich geprägten Zusammenlebens. Sie verwirklichte sich vornehmlich in der allwöchentlichen Spende der Urchristen in die Gemeindegasse, deren Inhalt für die Armen, Verwaisten, Schiffbrüchigen, alten Sklaven, Ausgesetzten, in Gefängnissen Eingesperrten, eben für alle in Not, alle am Rande Lebenden verwendet wurde. Dabei betonte Tertullian, dass dabei nicht nur die Christen gemeint seien, sondern alle Menschen. „Wir sind auch Brüder der Heiden“, also der Andersgläubigen, der Fremden.

Wenn FRANZ V. ASSISI, ein Rebell wider die herrschende kirchliche Doktrin, im 12. Jh. in seinem Einsatz für die Verwundeten, Aussätzigen, Sterbenden den Wandel vom Lebemann zum Bettelmönch, seine *transformatio in virum alterum*, erfahren hat, so hatte dies ebenso in seinem Leitwert der Nächstenliebe (*caritas*) die tiefe Begründung, die keinen Unterschied zwischen Christen und Andersgläubigen machte. LAS CASAS' Widerstand gegen die christliche Missionierungslehre stützte sich – gemäß dem Beispiel der Apostel – auf die feste Überzeugung, dass auch „die Indios Brüder seien“ (*Indi fratres nostri sunt*), für die Christus in gleichem Maße sein Leben geopfert habe.

Papst FRANZISKUS hat in voller Absicht den Namen des mittelalterlichen Mönches für sich reklamiert, weil er eben die pastorale, urchristliche Form der *caritas* revitalisieren will. Schon vor seiner Wahl forderte er, die Kirche in allen Teilen der Welt müsse vordringlich zu den „an den Rand Gedrängten“ gehen. Im Amte ging er dann zu den Verurteilten in den Gefängnissen, besuchte gleich zu Beginn der Flüchtlingsnot die Schiffbrüchigen in Lampedusa, um Europa und der Welt zu zeigen, dass christlich-abendländisches Werteverständnis Menschen gegenüber keinen Unterschied in Herkunft, Rasse und Religion macht. Seine Botschaft am „Welttag des Migranten und Flüchtlings (2015)“ ist, allen Fremden sei in Not zu helfen – „unterschiedslos und unbegrenzt“.

Menschlichkeit als Leitprinzip des Denkens und Handelns

Noch fehlt der in der aktuellen Wertediskussion bedeutsamste Begriff: Menschlichkeit, Humanität. Der Begriff erfasst die ideelle Vorstellung des Menschen über sich selbst. Die Diskutanten verwenden ihn im Für und Wider der Argumente wie eine sakrosankte Formel, der Überzeugung gewährleistet. Dem Begriff kommt hohe Strahlkraft zu. „Im Namen der Menschlichkeit“ macht sich eine Streitschrift (HERIBERT PRANTL, 2015) für einen toleranten, vorbehaltlosen Umgang mit den Fremden, den Flüchtlingen stark. „Menschlichkeit“ ist den als „Tugenden und Werte“ erkannten Verhaltensweisen gleichsam übergeordnet, sie ist als Summe Ausfluss all ihrer Wirkungen. Menschlichkeit gilt zweifellos als Leitprinzip des Denkens und Handelns. Auch sie hat europäische Wurzeln.

In Achilleus' Gnadenakt gegenüber dem Trojanerkönig Priamos, als er auf dessen ergreifende Bitte hin ihm den toten Sohn zur Bestattung überlässt, begegnet das erste Zeugnis von Menschlichkeit in der erhaltenen Literatur Europas, in HOMERS *Ilias* (24. Buch). Wenn Antigone in der gleichnamigen Tragödie des SOPHOKLES gegen ein Willkür-Verbot des Herrschers ihren toten Bruder Polyneikes bestattet und dafür die Todesstrafe auf sich nimmt, zeugt dies ebenso von Menschlichkeit wie SOKRATES' tapferer Einsatz gegen die unrechtmäßige Hinrichtung von Strategen oder für eine tiefer greifende, an „einer göttlichen Stimme“ im Menschen, nicht an Nutzen und Karriere ausgerichteten Bildung der Jugend, wofür er am Ende, kompromisslos seinen Prinzipien treu, als Strafe den Giftbecher trinken muss. In all diesen Fällen sind Gewissen und Verantwortung erstmals – Mitte des 5. Jh.'s v. Chr. – als handlungsleitende Kräfte in der Seele des Menschen im Spiel. CICEROS Maxime, dass eine ungleiche Behandlung von Bürgern und Fremden die Verbindung des Menschengeschlechtes zerreiße, ist auf römischer Seite ein Zeugnis jenes weltoffenen, kosmopolitischen Geistes, den die Stoa für Europa entdeckt hat. Nicht weniger leidenschaftlich tritt SENECA, der römische Stoiker *par excellence*, für Menschlichkeit ein, wenn er dem stoischen Gleichheitsgrundsatz entspre-

chend auch Sklaven als Menschen anerkennt (*servi sunt, immo homines*, Brief 47), für ihn ist Menschlichkeit „der Inbegriff aller Tugenden“.

Verschwiegen freilich darf keinesfalls werden, dass *humanitas*, von dem sich das heute für Menschlichkeit geläufige Wort „Humanität“ ableitet, als Qualitätsbegriff für den Menschen im ideologischen Programm der Römer vielfach den verengten Sinn von „Bildung“, „Zivilisation“ hat. In diesem Sinne diente er dem Herrschaftsvolk – entgegen dem stoischen Menschenverständnis – zur Unterwerfung der Minderen, der Barbaren. In der Verbindung *cultus atque humanitas* erhielt der in seiner Bedeutung verengte Begriff eine ideologische Funktion. Die damit bezeichnete „Zivilisation“ gab etwa CAESAR das Recht zur Unterwerfung des gar nicht so kulturlosen Galliens. Dieses römische Herrschaftskonzept wurzelte in einer Gesellschaft, die größtenteils von einem egoistisch-hedonistischen Lebensverständnis geprägt war. Dieselbe Kriegs- und Unterwerfungslogik lag dem Vorgehen der nach Reichtum süchtigen Spanier gegen die *homunculi* („Untermenschen“) Südamerikas zugrunde, die nachweislich ein religiös und politisch kultiviertes Leben führten.

Die gewissermaßen formal-intellektualistische Ausrichtung des *humanitas*-Begriffes hat über die Jahrhunderte hin bis heute das Verständnis von „Humanität“ geprägt. Nach JOHANN GOTTFRIED HERDER etwa hätten die *studia humaniora*, also die Studien der Themen und Texte der Antike, „den Zweck, uns zu humanisieren, d. i. den Unmenschen oder Halbmenschen zu Menschen zu machen“ (*Briefe zur Beförderung der Humanität*, 32. Brief), sie seien auf die Selbstvervollkommnung des Menschen in all seiner Würde gerichtet, die „bis zum Göttlichen, zur Ähnlichkeit mit Gott“ reiche. Der elitär-egomane Zug haftet seitdem dem Begriff an. Die Kenntnis der Antike, die Vertrautheit mit den griechischen und lateinischen Autoren, das Gebildetsein an den antiken Sprachen und Werken, zeuge, so glaubte man, von Humanität, bewaise humanistischen Geist, zumal wenn sich dieser in stets paraten Zitaten, Bonmots oder Redefloskeln glanzvoll ins Szene zu setzen vermag. Solche im Unterricht vermittelte „Humanität“, „humanistische

Bildung“ bekam den Geruch des Abgehobenen, Besser-Situierten. Wovon er auch heute nicht frei ist. Wie fern aber ist dieses in Fachkreisen noch ziemlich verbreitete Verständnis von *humanitas* von dem, was der heutige gesellschaftliche Diskurs unter Humanität und Menschlichkeit versteht! Diese Diskrepanz bräuchte es keineswegs zu geben, wenn man die bereits in der Antike den Begriffsinhalt von *humanitas* mittragende Bedeutung von „Güte“, „Menschenfreundlichkeit“, „Menschlichkeit“ mitbedächte und gesellschaftlich zur Geltung brächte.

Menschlichkeit bekundet sich nicht in einem sich spontan einstellenden Schönwettergesicht, es ist der dauerhaft spürbare gute Kern einer Person. Sie ist die Frucht eines sich langsam vollziehenden Reifeprozesses des Menschen, ein von Verstand und Seele bestimmtes Verhalten, das im Wissen um die überlieferten Tugenden, Werte und Prinzipien die Würde eines jeden Menschen ohne Unterschied von Rasse, Nation oder Religion anerkennt und ihm die gebührende Achtung, wenn nötig, die gebotene Hilfe zukommen lässt. Nährboden solcher Menschlichkeit sind Familie, Schule, religiöse Gemeinschaft. Sie wächst dem Heranwachsenden hier durch Bildung, durch Einleben in die Kultur seines Lebensraumes zu und gewinnt ihre Stärke im Prozess der Findung seiner Individualität. Sie gründet gleichermaßen auf seiner rationalen und emotionalen Intelligenz.

Wie aber soll sich solche Menschlichkeit gegenüber Leuten äußern, die auf der Flucht vor Chaos, Verwüstung und Tod in unserem Kulturraum Nahrung, Obdach, eine neue Lebenschance suchen? Etwa verachtend durch Vorurteile, Ressentiments, Wutanfälle, Hassparolen, gar abwehrend durch Stacheldrahtzäune und kilometerlange Palisaden? Mit der Folge, dass die Flüchtenden im Dreck und in dürftigen Zelten „am Rand“ des verschlossenen Kontinents liegen, über Felder, durch Wälder, auf Bahngleisen tagelang dahinhetzen, um irgendwo ein Schlupfloch nach Europa zu finden. Dass sie bei einem Misserfolg draußen herumhocken, ohne Perspektive, voller „Heimweh nach Zukunft“ (HERTA MÜLLER, 2015), kein Vorwärts, kein Zurück, zuerst geflohen, nun verstoßen und ausgesperrt. Dass mit Flüchtlingen überfüllte Boote im Meer

kentern, und ganze Familien ertrinken. Die an Land geschwemmte Leiche eines Kindes, in der Weltpresse augenfällig dokumentiert, ist sie nicht – als Beispiel für viele – das Fanal einer Barbarei, deren sich die Europäer schuldig machen? Würde so wirklich die europäische Wertegemeinschaft geschützt, das Abendland verteidigt, dem christlichen Verhaltenskodex entsprochen?

Im Gegenteil. Es wäre der Verrat an dem, was den Kern des europäischen Selbstverständnisses ausmacht, an den über Jahrtausende hin gewachsenen Tugenden und Werten. Menschlichkeit und die sie tragenden moralischen Kräfte wie Gerechtigkeit, Mut, Beherrschtheit, Verlässlichkeit, weise Einsicht, Toleranz, Nächstenliebe würden mit Füßen getreten. Letztlich ginge die Identität Europas verloren. Flüchtlinge sind nicht „Untermenschen“ oder „Halbmenschen“, keine *homunculi*, die, da wild und unzivilisiert, mit Zwang aufzuhalten, auszusperren oder zu verjagen sind. Europa kann und darf sich ihnen gegenüber nicht verschließen. Sie alle sind freie, gleiche und uns brüderlich verbundene Menschen. Auch für sie gelten die Menschenrechte, die in der Antike entdeckt, in der Neuzeit als politische Leitmaximen erkämpft wurden und heute globale Gültigkeit beanspruchen. *liberté, égalité, fraternité*: Jedes einzelne dieser universellen Prinzipien verbietet die Vorstellung einer „Festung Europa“. Menschlichkeit kennt keine Grenzen – eine Maxime, die auch heute und gerade heute in einer Wohlfühl- und Überflussgesellschaft mit ihrem egoistisch-hedonistischen Lebensverständnis, demzufolge für die meisten Gott tot und das Denken weithin nihilistisch verflacht ist, Geltung beanspruchen darf. Auch die Angst vor Terroristen, die etwa zusammen mit den vor dem Terror Flüchtenden ins Land geschleppt werden könnten, ist nie und nimmer ein Grund, sich gleichsam wie vor gefährlichen Aggressoren in seinem Land einzuigeln. Das Streben nach persönlicher Glückseligkeit und Sicherheit steht gegen den Mut zur Toleranz und Hilfeleistung. Wertekonflikte wie diese sind es, die die Gesellschaft in Gesamteuropa spalten.

Wer jedoch das nationale Interesse über die gemeinsame geistige und kulturelle Tradition des Kontinents stellt, die sich im Laufe von mehr

als zwei Jahrtausenden ausgeprägt hat, schließt sich zwangsläufig aus der europäischen Wertegemeinschaft aus. Ethische Verantwortung ist auch zuständig für Fremde in Not. Vielerorts fragt man sich allerdings: Wird von den Europäern dabei nicht ein Zuviel an Menschlichkeit verlangt? In einer weltweiten Existenzkrise, von der betroffen uns tagtäglich Menschen in extremen Notsituationen vor Augen gebracht werden, sei denen, die ihren Widerstand, ihre Ablehnung mit einem solchen Argument begründen, die Gegenfrage gestellt: Sollte nicht ein Europa, zumal in seinem Zentrum, einmal das Gegenteil davon der Welt präsentieren, womit sie im vorausgehenden Säkulum die Menschheit schockiert, dezimiert, in ihrer Existenz bedroht hat, mit einer „Unmenschlichkeit“, die man als „die abgründige Besonderheit“ jener Epoche bezeichnet hat. Wäre das nicht ein Akt von ausgleichender historischer Gerechtigkeit? Ein Akt der Wiedergutmachung?

Die Herausforderung der Schule

Was aber hat dieses Statement für Menschlichkeit mit Schule zu tun. Nicht wenig. „Niemand ist zufällig gut. Tugend muss man lernen.“ (*Nemo est casu bonus; discenda virtus est.*) So schon SENECA (*epist.* 123, 16). Schule ist ein Raum des Reifens. Vielleicht sogar der entscheidende. Schulische Bildung formt die Menschen zu Persönlichkeiten. SOKRATES, der erste große Pädagoge Europas, zugleich der Philosoph der Menschlichkeit, holte durch Fragen aus seinen Schülern heraus, was den Menschen zu Menschen macht: Werte, Verhaltensnormen. Auf der Suche dessen, was denn gerecht, tapfer, beherrscht, besonnen, gut eigentlich ist, gelangt der junge Mensch auf den Wege zur Selbsterkenntnis, die ihm sein enge Verbundenheit mit einer göttlichen Stimme in ihm, einer Art Gewissen spüren lässt. Verantwortung für sich und die Gemeinschaft wächst ihm auf solche Weise zu, auch der Respekt für die Gesetze des Staates und für die Würde jedes Menschen. Ist solche sokratische Bildung heute noch gefragt? Sie verlangt eine Freiheit in der Vermittlung von Wissen, die philosophisches Fragen zulässt. Ist aber dafür noch Raum geboten?

Moderne Bildung zielt auf anderes. Sie hat den „genormten Bürger“ im Visier, der sich im

Leben bewährt, in den Aufgaben des Berufs bestmöglich funktioniert. Dafür hat ihn die Schule mit Könnensqualitäten auszustatten. Die bis ins Detail und vielschichtig auf Kompetenzen hin getrimmten Fächer garantieren als Endprodukt den volltauglichen Menschen. Versteht sich so Bildung? Nimmt das hierfür erdachte Bildungssystem, mögen die dafür entwickelten „Kompetenzmodelle“ noch so differenziert und klug angelegt sein, den „gebildeten“ Menschen nicht letztlich als Konstrukt eines Produktionsprozesses an, wozu die einzelnen Fächer die Teile liefern? *L'homme machine*? Dann wären hier Prinzipien von Wirtschaft und Technologie im Spiel, die einen solchen Bildungsvorgang als unsokratisch, als inhuman auswiesen. Persönlichkeit ist nicht die Summe von Kompetenzen. Die moderne Schule fördert die Qualitäten des Kopfes, sie steht für rationale Bildung, sie macht den Menschen durchsetzungsfähig, karrieretauglich, risikobereit, unternehmerisch stark. Was in der Seele des Menschen entsteht, dafür weiß sie sich nicht zuständig. Das, was man unter „emotionaler Intelligenz“ versteht, bleibt vernachlässigt: Betroffenheit, Hingabe, Mitleid, Empathie, der Sinn für Treue und Vertrauen, Nächstenliebe, Verantwortung. Menschlichkeit lässt sich nicht in Form einer Kompetenzangabe verordnen. Das „Mensch, werde wesentlich!“, jener uralte pädagogische Appell von ANGELUS SILESIVS und MEISTER ECKART, scheint heute als Bildungsmaxime, da nicht systemkonform, kaum mehr tauglich. Und er wäre so dringend geboten angesichts der Gefahren der Selbstentfremdung, denen eine in ihren Potenzen grenzenlose Technik die jungen Menschen tagtäglich aussetzt.

Gleichgültigkeit, Gehässigkeit, Wutausbrüche, Hassparolen, Gewalttaten zeugen – gerade vor dem Hintergrund des Flüchtlingsdramas – davon, dass bei vielen, auch bei Gebildeten humanitäre Defizite vorherrschen. Überzogene Aufgeregtheit, Ängste und Zukunftsorgen haben ihren Grund in mangelndem Wissen um die Grundlagen unseres Zusammenlebens, d. h. die Werte und Prinzipien, die es tragen. Die Vermittlung solch existentiellen Wissens, mag es sich auch nicht unmittelbar in Lohn und Erfolg umsetzen, ist nicht unzeitgemäß. Sie gehört unbedingt mit

ins Zentrum moderner Bildung. Deshalb ist Humanität eine pädagogische Herausforderung, vielleicht sogar die größte. Herausgefordert sind dazu alle Fächer, zumal am Gymnasium, und sie sind dazu auch in der Lage, vor allem gewiss die Sprachdisziplinen, Ethik, Religionslehre und Geschichte.

Die klassischen Sprachen in der Pflicht

Am wirkungsvollsten und nachhaltigsten vermögen es wohl die Fächer, die von Haus aus die dafür grundlegenden Themen und Texte authentisch vertreten: Griechisch und Latein. Sie arbeiten an den originalen Quellen unserer christlich-abendländischen Lebensordnung. Dieses ihr Alleinstellungsmerkmal kann niemand in Abrede stellen. Was bedeutet das für die klassischen Sprachen? Nähmen sie diese Aufgabe ernst, müssten Europa und seine geistigen, kulturellen Grundlagen ins Zentrum ihres Unterrichts rücken. Noch unter dem Eindruck der Attentate in seiner Stadt äußerte ein Pariser Altphilologe, der unbeirrt Schülerinnen und Schüler Griechisch und Latein weiter lehrte, seine frappierende Überzeugung, „dass es nichts Besseres als die Texte eines Platon und eines Cicero gibt, um jungen Franzosen die Grundlagen der abendländischen Kultur und damit auch so etwas wie einen Halt in ihrer eigenen Kultur zu vermitteln“ (Bericht in *FAZ vom 28. 11. 2015, Nr. 277, S. 3*).

Als zwingende Folgen ergäben sich: Bereits im Sprachunterricht müsste, wie von GUSTAV SEIBT, einem namhaften Literaten und Zeitkritiker, gefordert, tatsächlich „das Lateinbuch das Lehrbuch Europas“ werden. Hierzu böten sich mythische, historische, philosophische Stoffe an, deren Rezeption die kulturellen Fundamente des Kontinents mit angelegt hat. Im Lektüreunterricht wären solche Texte ins Zentrum zu rücken, an denen die europäische Kultur und die sie tragenden Wertvorstellungen, ästhetische wie ethische, erschließbar sind, solche Texte, die zugleich die jungen Menschen zur existentiellen Auseinandersetzung mit deren Inhalten anregen,

so dass sie sich selbst und die Welt tiefgreifender zu verstehen beginnen, etwa: „Hektors Abschied von Andromache“ in HOMERS *Ilias*, PLATONS „Apologie des Sokrates“, „Orpheus und Eurydike“ in OVIDS „Metamorphosen“, SENECAS „Sklavenerbrief“. Die Interpretation solcher Texte, in denen Lebenserfahrungen des Menschen zeitlos gültig zur Anschauung kommen, ist ohne Zweifel für Heranwachsende ein Weg, auf dem sie in ihrer „Menschwerdung“ vorankommen. „Menschenbildende Wertinterpretation“ hat man dafür in den Nachkriegsjahren als festen Begriff geschaffen.

Kürzlich äußerte sich eine Achtzehnjährige verächtlich über den Wert ihrer „humanistischen Bildung“, da „sie zwar ein Gedicht interpretieren könne, in vier Sprachen, keine Ahnung aber von Steuern, Miete und Versicherungen habe“ (*SZ 21./22.11.2015*). Gewiss eine böartige Verzerrung, aber doch auch ein Anlass zu bedenken, ob das von der Schülerin angegriffene Bildungskonzept nicht endlich eine Fassung und Realisierung erhalten sollte, die den einzigartigen Möglichkeiten der Fächer einerseits, den notwendigen Bedürfnissen der Zeit andererseits voll gerecht würden. Humanistische Bildung, Humanismus als Bildungsziel ist keineswegs die dünkelfhafte Selbstinszenierung eines oberflächlichen Antike-Wissens. Ein solches Missverständnis ist bedenklich und unbedingt zu meiden. Allerdings müsste dann der dafür maßgebliche Wertbegriff *humanitas* in seinem umfassenden antiken Sinn als „Bildung und Menschlichkeit“ verstanden werden. Dann würden zumindest die Schulen, in denen die klassischen Sprachen unterrichtet werden, eine Bildung vermitteln, die den Vorstellungen des großen europäischen Pädagogen JOHANN AMOS COMENIUS entspräche: „Die Schulen sind Werkstätten der Menschlichkeit, sofern die bewirken, dass Menschen zu wahren Menschen werden.“ (*Scholae sunt humanitatis officinae, efficiendo nimirum, ut homines veri homines fiant. Vgl. Didactica magna 10,3.*)

FRIEDRICH MAIER, Puchheim